

Oskar Rheinhardt bekommt es im Wien der Jahrhundertwende mit einem teuflischen Serienmörder zu tun. Den ermordeten jungen Frauen ist eine kaum sichtbare, tödliche Verletzung zugefügt worden. Rheinhardt ermittelt im Halbwelt-Milieu, denn bei den Getöteten handelt es sich vornehmlich um Dirnen oder gefallene Bürgermädchen. Ist das die unausrottbare Kehrseite des deutlich merkbaren gesellschaftlichen Fortschritts? Rheinhardts Freund, der junge Psychoanalytiker, hat Deutungen parat, gegen die sich Oskar mit Händen und Füßen wehrt. Oder sollte tatsächlich etwas daran sein, dass sich die unaussprechlichsten sexuellen Phantasien in der Psyche auch der edelsten Kreise eingenistet haben? Frank Tallis entwirft einen überaus spannenden und atmosphärisch dichten Kriminalfall im Wien von Sigmund Freud und Gustav Mahler und konfrontiert den künstlerischen und gesellschaftlichen Aufbruch zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit einer scheinbar zeitlosen Todesverfallenheit.

FRANK TALLIS ist Schriftsteller und praktizierender klinischer Psychologe. Für seine Romane erhielt er zahlreiche Preise, u.a. den *Writers' Award from the Arts Council of Great Britain* und den *New London Writers' Award*. Frank Tallis lebt in London.

Frank Tallis

Rendezvous mit dem Tod

Ein Fall für Max Liebermann

*Aus dem Englischen von
Lotta Rügger und Holger Wolandt*

btb

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»*Deadly Communion*« bei Century / Arrow, London.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2010

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Frank Tallis

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlagfoto: Douglas Black / trevillion images

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

MM · Herstellung: SK

eISBN 978-3-641-16337-2

www.btb-verlag.de

ERSTER TEIL

Der Theseustempel

1

Liebermann saß auf einem Stuhl am Kopfende des Ruhebettes. Er hatte die Stellung eingenommen, die seiner Meinung nach dem Zuhören besonders dienlich war: übereinander geschlagene Beine, die rechte Faust an der Wange, die Spitze des Zeigefingers an der Schläfe. Sein auf dem Rücken liegender Patient, Herr Norbert Erstweiler, konnte den jungen Arzt nicht sehen. Herr Erstweiler sah vor allem die weiße Zimmerdecke und, wenn er den Blick senkte, eine schlichte Tür mit Milchglasscheibe. Herrn Erstweilers Augen kamen nicht zur Ruhe. Ihre hektischen Bewegungen ließen auf Unbehagen und Furcht schließen. Es wirkte, fand Liebermann, als hätte Herr Erstweiler Angst davor, dass jemand plötzlich ins Zimmer kommt.

»Ich erwarte niemanden«, sagte Liebermann.

»Entschuldigen Sie?«

»Wir werden nicht gestört. Niemand wird hereinkommen.«

»Gut ... das wäre mir nicht angenehm.«

»Sie erzählten gerade von Ihrem gestörten Schlaf.«

»Das stimmt. Ich kann nicht mehr einschlafen. Ich gehe ins Bett, lösche die Lampe, und dann erfüllt mich sofort der Schrecken. Es ist die Dunkelheit ... es hat etwas mit der Dunkelheit zu tun.«

»Ist es etwas *in* der Dunkelheit?«

»Nein, so würde ich es nicht ausdrücken. Ich würde sagen, es ist die Art der Dunkelheit ... ihre Leere, auch mein Appetit ist gänzlich geschwunden, und mein Stuhlgang ist flüssiger.«

Liebermann fiel auf, dass die Hände von Herrn Erstweiler leicht zitterten.

»Haben Sie Mühe beim Atmen, Herr Erstweiler?«

»Ja, ich habe Beklemmungen in der Brust ... und mein Herz, ich spüre es die ganze Zeit schlagen. Irgendwas ist damit nicht in Ordnung. Ich weiß das.«

Liebermann schaute auf die Notizen auf seinem Schoß.

»Nein, Herr Erstweiler. Ihr Herz ist vollkommen in Ordnung.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob der Kardiologe, bei dem ich war, eine gründliche Untersuchung durchgeführt hat.«

»Professor Schulde ist eine Autorität.«

Erstweiler schaute auf die Tür.

»Nun, das mag ja sein ... aber auch Autoritäten können irren.«

Liebermann musterte seinen Patienten: Anfang dreißig, dunkles, schon leicht ergrautes Haar, ein schmales, verhärmtes Gesicht, müde, blutunterlaufene Augen, Fingerabdrücke auf der Brille. Drei Falten hatten sich in Erstweilers Stirn eingegraben, eine kurze, eine lange und eine weitere kurze. Sie waren so tief, dass sie wohl nie mehr verschwinden würden. Er hatte seine Toilette vernachlässigt, und sein Kinn war schorfig.

Erstweiler legte sich eine beruhigende Hand auf sein rasendes Herz.

Dem jungen Arzt fiel auf, dass die Unterhaltung über seine Symptome die Unruhe des Patienten noch erhöhte. Er be-

schloss, ihn abzulenken, indem er sich einem anderen Thema zuwandte.

»Wenn ich es richtig verstanden habe, sind Sie erst kürzlich nach Wien gekommen«, sagte Liebermann.

»Ja. Ich bin kurz vor Weihnachten hergezogen.«

»Woher stammen Sie?«

»Tulln – kennen Sie das, Herr Doktor?«

Erstweilers Stimme klang hoffnungsvoll.

»Ich habe davon gehört«, antwortete Liebermann. »Sind Sie dort geboren?«

»Nein, in Eggenburg, aber meine Familie ist nach Tulln gezogen, als ich noch sehr klein war. Eine stille Provinzstadt«, sagte Erstweiler, »aber ich bin ein einfacher Mensch und mit wenig zufrieden. Wandern, Angeln ... ein wenig Rudern im Sommer.« Erstweiler blinzelte, und ein schwaches Lächeln milderte seine Züge. »Ich war in Tulln sehr glücklich.«

»Warum haben Sie die Stadt verlassen?«

»Als mein Arbeitgeber starb, wurde ich entlassen. Ich war Privatsekretär eines Ratsherrn – des Ratsherrn Metternich – und arbeitete im Rathaus. Es war keine sehr anspruchsvolle Tätigkeit – Korrespondenz, den Terminkalender führen, diese Dinge. Metternich starb im Herbst des vergangenen Jahres. Seine Krankheit zog sich recht lange hin. Er wusste ...« Erstweiler zögerte und stotterte dann: »d-d-dass er st-st-sterben würde ...« Liebermann sah, dass der Ärmste versuchte, gegen eine schreckliche Erinnerung anzuarbeiten. Erstweiler holte tief Luft und fuhr fort: »Er schrieb einem Freund und empfahl mich für einen Posten im Büro. Er war ein sehr freundlicher alter Mann, Metternich, und wusste, dass ich Mühe haben würde, eine andere Arbeit in Tulln zu finden. Metternichs Freund war Herr Winkler, ein Geschäftsmann, der Möbel und *objets d'art* aus Ja-

pan importiert. Ich arbeite jetzt in seinem Lager in Simmering. Die Arbeit ist nicht sonderlich gut bezahlt, aber man hat mir gesagt, dass man mich bald befördern wird.«

Liebermann machte sich ein paar Notizen und fragte dann: »Leben Sie allein?«

»Ja ... nein. Was ich meine, ist Folgendes ... ich habe mir ein Zimmer genommen, zur Untermiete, im Haus eines Tschechen und seiner Frau.«

»In Simmering?«

»Nicht weit von Winklers Lagerhaus entfernt.«

»Haben Sie Familie oder Freunde in Wien?«

»Nein.«

»Und zu Hause in Tulln? Haben Sie dort jemanden zurückgelassen?«

»Meine Eltern sind beide verstorben. Ich habe einen älteren Bruder ... aber wir haben schon seit Jahren keinen Kontakt mehr. Er ist nach Salzburg gezogen. Er ist Beamter bei der Eisenbahn, recht weit oben. Er trägt eine Uniform wie ein General! Wir waren nie sonderlich eng. Er hält mich für ...« Erstweiler verzog das Gesicht, »... zu wenig ehrgeizig.«

Liebermann klopfte sich mit seinem Zeigefinger an die Schläfe, dann schrieb er die Worte »Angstneurose« und »Angsthysterie« nieder. Er war mit seiner mutmaßlichen Diagnose nicht ganz zufrieden. Wieder beobachtete er, wie sein Patient zur Tür blickte, und fügte in Klammern hinzu: »Dementia paranoides?« Liebermann beschloss, sich wieder den Symptomen zuzuwenden.

»Wann sind Sie das erste Mal erkrankt, Herr Erstweiler?«

»Etwa vor einer Woche. Es kam sehr plötzlich.«

»Haben Sie früher an ähnlichen Zuständen gelitten? Atemnot? Herzrasen?«

»Nein, noch nie. Ich war immer sehr gesund.«

»Ist etwas vorgefallen, das Sie aufgeregt hat?«

Erstweiler antwortete nicht.

Liebermann beharrte: »Haben Sie eine schlechte Nachricht erhalten? Haben Sie einen Unfall gesehen? Ist eine Beziehung zu Ende gegangen?«

»Nein ... nichts dergleichen.«

»Aber etwas muss vorgefallen sein ...«

Erstweiler schloss die Augen. Der bloße Gedanke an eine Enthüllung weckte in ihm das Verlangen, die Welt auszusperren.

»Was denken Sie?«, fragte Liebermann leise. »Was glauben Sie, bedeuten diese Symptome?«

Der Patient öffnete wieder die Augen. Sie waren glasig, schienen ins Nichts zu starren, und seine Stimme klang entsprechend schleppend: »Sie bedeuten, dass ich sterben werde.«

»Aber Sie sind kerngesund, Herr Erstweiler. Alle Untersuchungen und Tests haben gezeigt, dass Sie sich ausgezeichneter Gesundheit erfreuen. Also.« Liebermann klopfte mit seinem Stift auf die Armlehne seines Stuhls, um die Aufmerksamkeit des Mannes auf sich zu ziehen. »Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass Sie augenblicklich an Angstzuständen leiden, Hyperventilation, Tachykardie, Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit – aber diese Symptome sind relativ harmlos.«

Erstweiler ignorierte Liebermanns Appell.

»Mein Schicksal ist besiegelt«, flüsterte er. »Ich werde sterben. Und Sie und Ihre Kollegen können nichts tun, um mich zu retten. Wenn der Tod an die Tür klopft, kann man ihm nicht den Einlass verwehren.«

Liebermann machte sich eine weitere Notiz.

»Herr Erstweiler?«

Der Patient schien aus seinem gedankenverlorenen Zustand zu erwachen. Seine Augen richteten sich wieder auf die wirkliche Welt – die Zimmerdecke und die Tür.

»Ja?«

»Irgendetwas ist Ihnen zugestoßen«, Liebermann dämpfte seine Stimme, um der Direktheit seiner Aufforderung entgegenzuwirken. »Es ist wichtig, dass Sie mir alles erzählen. Nur dann kann ich Ihnen helfen.«

»Ich hätte nie in den Krankenhausaufenthalt einwilligen sollen. Das war die Idee meines Hausarztes Dr. Vitzhum. Er hat mich überredet ... er hat mir eingeredet, ich hätte ein Nervenleiden, und dass die Welt ganz anders aussähe, wenn ich mich ein paar Wochen lang ausruhen würde. Ich wollte ihm sehr gerne glauben – natürlich –, was hatte ich auch für eine Wahl? Damals glaubte ich, dass er recht habe, ich glaubte, ich werde verrückt, aber das ist nicht der Fall. Wenn ich doch nur verrückt würde! Lieber Gott! Wenn Sie mich heute für verrückt erklären würden und es beweisen könnten, dann wäre ich sehr erleichtert.«

»Wovor haben Sie Angst, Herr Erstweiler?«

»Vor dem Sterben. Ich will nicht sterben.«

Liebermann unterstrich das Wort »Thanatophobie« zwei Mal.

»Noch einmal, Herr Erstweiler, blicken Sie doch bitte auf die Fakten.«

»Glauben Sie mir – das habe ich.« Erstweiler sprach ganz offensichtlich nicht von den medizinischen Untersuchungen.

»Ich kann mir kein vollständiges Bild von Ihrem Geisteszustand machen«, meinte Liebermann, »solange Sie mir nicht sämtliche Umstände eröffnen. Sie sagen, dass es Ihr Leiden mildern würde, wenn Sie für verrückt erklärt würden. Ich bin

jedoch nicht in der Lage, Ihnen diese etwas ungewöhnliche Erleichterung zu gewähren, solange Sie sich weigern, mich ins Vertrauen zu ziehen.«

Erstweiler strich sich über die Bartstoppeln seines Kinns. Eine lange Stille trat ein. Schließlich antwortete er.

»Als es zum ersten Mal passierte, war ich mir nicht sicher ...« Er schluckte, und sein Adamsapfel bewegte sich heftig. »Ich ging den Graben entlang, als ein Fiaker an mir vorbeifuhr. Ich konnte nur einen kurzen Blick auf den Fahrgast erhaschen und glaubte, es sei mein Bruder. Wir haben in etwa denselben Körperbau und sind uns sehr ähnlich, besonders was die Züge auf der väterlichen Seite unserer Familie angeht. Der Mann trug einen Filzhut. Es hätte mir schon da klar sein müssen.«

»Was?«

»Wir sind uns äußerlich sehr ähnlich, haben uns aber immer sehr unterschiedlich gekleidet. Im Unterschied zu mir hat er, soweit ich weiß, nie einen Filzhut getragen. Außerdem kommt er nur selten nach Wien. Er konnte es also nicht gewesen sein.«

»Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ...«

»Bitte, Herr Doktor«, unterbrach ihn Erstweiler. »Lassen Sie mich fortfahren. Jetzt, wo ich schon einmal angefangen habe, würde ich auch gerne fertigerzählen ... An diesem Abend war ich recht unruhig. Ich konnte mich nicht hinsetzen. Ich versuchte, mein Buch zu lesen, aber es war mir unmöglich, mich zu konzentrieren. Mein Tisch steht recht nah am Fenster, und ich schob – ohne besonderen Grund – den Vorhang beiseite und schaute nach draußen. Mein Zimmer liegt im ersten Stock, und als ich nach unten schaute, sah ich einen Herrn unter einer Gaslaterne stehen. Er trug einen Filzhut.«

Liebermann schaute wieder auf seine Notizen, lächelte innerlich und unterstrich *Dementia paranoides*.

»Sie wurden also verfolgt?«

Erstweiler schüttelte den Kopf. Sein Gesichtsausdruck war gequält.

»Es war etwas Seltsames an dem Mann. Das wusste ich sofort, aber erst als ich ihn eine Minute oder mehr beobachtet hatte, wie er dort stand, wurde mir klar, was es war:

Er warf keinen Schatten. Und in diesem Augenblick, genau in dem Moment, in dem ich sah, dass er keinen Schatten hatte, hob er seinen Kopf und schaute zu meinem Fenster hoch. Mein Herz pochte wie wild, und mir drehte sich der Magen um. Sein Gesicht ...« Herr Erstweiler schüttelte noch nachdrücklicher den Kopf. »Er war ich, er war mein Doppelgänger, mein Double.«

»Ist es möglich, dass Sie sich geirrt haben? Sie waren aufgeregt, es war dunkel ...«

»Er stand direkt unter der Gaslaterne!« Zum ersten Mal war eine leichte Verärgerung in Erstweilers Stimme auszumachen.

»Was haben Sie dann getan?«

»Was konnte ich schon tun? Ich goss mir ein Glas Slibowitz ein und verkroch mich bis zum Morgen im Bett. Die Nacht verbrachte ich vollkommen verängstigt. Sie wissen doch sicher, was das bedeutet, Herr Doktor, wenn jemand seinen Doppelgänger sieht? Ich werde sterben, und nichts kann mich retten.«

2

Kriminalinspektor Oskar Rheinhardt stieg vor dem Hoftheater-
eingang des Volksgartens aus seiner Kutsche. Zwei Gendarmen
in langen blauen Mänteln und Pickelhauben flankierten das
Tor. Sie erkannten den Inspektor und schlugen die Hacken zu-
sammen, als er an ihnen vorbeiging. Rheinhardt eilte den Weg
entlang und suchte in seinen Jackentaschen nach einer Schach-
tel Zigarren. Er seufzte, als er feststellte, dass die Taschen leer
waren. Er hatte seine Trabukkos auf seinem Schreibtisch ver-
gessen. Über der Hofburg hingen langgestreckte Wolken in der
milden Luft, die Farben des frühen Morgens waren weich und
matt.

Rheinhardt war noch nicht sehr weit gekommen, als er hin-
ter sich jemanden herbeieilen hörte. Er drehte sich um und sah
seinen Assistenten.

»Herr Inspektor!«

Die langen Beine des jungen Mannes trugen ihn zügig und
zuversichtlich voran.

Wenn man doch wieder jung sein könnte, dachte der Inspek-
tor (obwohl seine athletischen Leistungen auch in seiner Jugend
nie sonderlich beachtenswert gewesen waren).

»Guten Morgen, Haussmann.«

Der junge Mann drosselte sein Tempo und blieb schließlich stehen. Er beugte sich vor und stützte sich mit den Händen auf den Knien ab. Als er wieder zu Atem gekommen war, folgten sie zusammen dem Weg, der auf ein graues Gebäude mit dreieckigem Giebel und dorischen Säulen zuführte, das von weiteren Gendarmen umstanden wurde.

»Haben Sie sich je gefragt«, meinte Rheinhardt beiläufig, »warum mitten in unserem Volksgarten ein griechischer Tempel steht?«

»Nein, Herr Inspektor, das habe ich nicht.« Haussmanns Stimme klang etwas resigniert, da er aus Erfahrung wusste, dass auf eine solche Frage normalerweise eine didaktische Antwort folgte. Seinem Vorgesetzten schien das Schulmeisterliche zu gefallen.

»Nun, mein Junge«, erwiderte Rheinhardt, »er wurde für eine berühmte Plastik gebaut, ›Theseus und der Zentaur‹ des berühmten italienischen Bildhauers Antonio Canova. Deswegen heißt der Tempel auch Theseustempel. Bei dem Gebäude handelt es sich um den Nachbau eines Tempels, der in Athen steht, des Hephaistostempels.«

»Hephaistos?«

»Der Gott des Feuers und Handwerks, insbesondere des Handwerks, das sich des Feuers bedient, die Schmiedekunst beispielsweise.«

»Steht die Plastik denn noch in dem Tempel, Herr Inspektor?«, fragte Haussmann mit gespielter Interesse.

»Nein. Man hat sie vor etwa zehn Jahren ins Kunsthistorische Hofmuseum gebracht. Sie steht im Stiegenhaus auf dem ersten Treppenabsatz. Haben Sie sie noch nie gesehen?«

»Ich bin kein sonderlicher Kunstliebhaber, Herr Inspektor.«

»Waren Sie denn noch nie im Kunsthistorischen Hofmuseum?«

»Nein, Herr Inspektor, ich finde alte Gemälde ...«

»Ja?«

»Deprimierend.«

Rheinhardt schüttelte den Kopf und tat Haussmanns Bemerkung mit einer wegwerfenden Handbewegung ab.

»Es ist eine schöne Plastik«, fuhr Rheinhardt fort, der sich von dem Banausentum seines Assistenten nicht beirren ließ.

»Der große Held Theseus hat seinen Knüppel zum Schlag erhoben.« Plötzlich sah Rheinhardt besorgt aus. »Ich gehe davon aus, dass Sie wissen, wer Theseus ist?«

»Ja, Herr Inspektor. Ich besitze ein Buch mit griechischen Sagen. Ich habe es bei einem Gedichtwettbewerb in der Schule gewonnen.«

Rheinhardt zog die Augenbrauen hoch.

»Ich wusste nicht, dass Sie Gedichte schreiben?«

»Das tue ich auch nicht, Herr Inspektor, jedenfalls nicht mehr. Aber in der Schule habe ich noch Gedichte geschrieben.«

Ihre Unterhaltung kam zu einem verfrühten Ende, als sich ein Gendarm, groß und mit glühenden Wangen, von seinen Kollegen trennte und auf sie zutrat, um sie zu begrüßen. Er stellte sich als Gendarm Badem vor.

»Richtig, Badem«, sagte Rheinhardt. »Sie haben die Leiche entdeckt.«

»Ja, Herr Inspektor.« Der Gendarm stand sehr aufrecht und drückte die Brust raus, als würde ihm gleich ein Orden verliehen werden. Rheinhardt, den der Stolz des jungen Mannes rührte und amüsierte, klopfte ihm auf die Schulter.

»Ganz vortrefflich! Das Sicherheitsamt steht in Ihrer Schuld.«

»Danke, Herr Inspektor«, sagte Badem, und seine Augen fun-

kelten gerührt. Dann nahm der junge Mann wieder eine normale Haltung ein und meinte: »Sie liegt dort drüben, Herr Inspektor.« Er hob die Hand und deutete auf einige Büsche, bei denen sich seine Kollegen versammelt hatten.

Rheinhardt verließ den Fußweg, um nachzusehen.

Die Frau lag flach auf dem Rasen. Ihre Haarnadeln waren herausgerutscht, und dunkle, üppige Locken umrahmten ihr Gesicht. Die Anordnung ihrer Glieder – die gespreizten Beine und die ausgebreiteten Arme – ließ an Hingabe denken. Ihr Kleid war über die Knie hochgerutscht, und ein Paar gestreifter Strümpfe war zum Vorschein gekommen. Rheinhardt fiel auf, dass die Sohlen ihrer Halbstiefel fast durchscheinend waren. Bei näherer Betrachtung konnte man ein kleines Loch sehen. Auch ihr Mantel war abgenutzt, die Manschetten waren ausgefranst, einige Fetzen des Mantelfutters, das schon lange entfernt worden war, waren noch zu erkennen. Sie war jung, vielleicht nicht älter als achtzehn, und das Weiß ihrer bleichen Haut kontrastierte mit der Künstlichkeit des karmesinroten Puders auf ihren Wangen.

Sie hatte ein interessantes Gesicht, sinnlich und anziehend, aber nicht in einem herkömmlichen Sinne schön. Ihr Ausdruck tödlicher Ruhe ließ auf verächtliche Gleichgültigkeit schließen – vielleicht sogar Grausamkeit. Ihre Lippen waren etwas ungleichmäßig, gekrümmt, und ihre Nase war zu großzügig proportioniert. Und doch fügten sich diese Fehler zu etwas Faszinierendem.

Rheinhardt kniete sich neben sie hin und durchsuchte ihre Taschen nach einem Ausweis, fand aber nur einige kleine Münzen, ein Taschentuch und zwei Schlüssel. Der Hut der Frau lag in einiger Entfernung auf der Erde neben etwas, was dem Inspektor ein Stück Unterwäsche zu sein schien.

»Sie ist nicht erstochen oder erschossen worden«, sagte Rheinhardt und öffnete ihren Mantel. Er konnte keine Blutflecken auf ihrem einfachen weißen Kleid sehen.

»Erdrosselt, Herr Inspektor?«, fragte Haussmann.

Rheinhardt veränderte seine Stellung und betrachtete ihren Hals.

»Nein, ich glaube nicht. Erstickt vielleicht ...«

Der Inspektor erhob sich, klopfte sich seine Hose ab und ging zu dem geworfenen Kleidungsstück. Als er es entfaltete, bestätigte sich sein Verdacht. Er hielt einen roten Baumwollschlüpfer in der Hand.

Haussmann runzelte die Stirn. »Wurde sie ... missbraucht?«

»Ich vermute.«

Der Schlüpfer flatterte in der leichten Brise. Rheinhardt kam sich plötzlich respektlos vor, faltete das Kleidungsstück vorsichtig zusammen und legte es wieder auf die Wiese.

»Inspektor Rheinhardt?«

Ein Mann mit einem Homburg und Brille schaute über die Büsche. Der Fotograf. Der Begleiter des Mannes, sein Lehrling, tauchte hinter ihm mit einem Stativ auf.

»Ah, Herr Seipel«, sagte Rheinhardt. »Guten Morgen.«

»Können wir anfangen, Herr Inspektor?«

»Ja, allerdings. Sie dürfen anfangen.«

Rheinhardt trat von dem Leichnam zurück. Er zog sein Notizbuch hervor und notierte sich ein paar Beobachtungen, dann wandte er sich wieder an seinen Assistenten: »Kommen Sie, Haussmann.«

Die beiden Männer gingen zum Theseustempel und erklimmen die breite Freitreppe.

Der Inspektor rieb sich die Hände und betrachtete die Umgebung. Direkt vor sich hatte er die weiße, reichverzierte Fassade

des Burgtheaters, und dahinter erkannte er die Türme der Votivkirche. Als er den Kopf nach links drehte, sah er die neugotischen Türme des Rathauses und die klassizistische Pracht des Parlamentsgebäudes, auf dem sich zwei geflügelte Wagenlenker, die versuchten, ihre sich aufbäumenden Pferde im Zaum zu halten, über das mit Marmorfiguren bevölkerte Tympanon ansahen.

»Haben Sie schon gefrühstückt?«, fragte Rheinhardt.

Seinen Assistenten überraschte die Frage, und er erwiderte vorsichtig: »Nein, Herr Inspektor, das habe ich noch nicht.«

»Ich auch nicht. Da wir uns nun schon einmal ganz in der Nähe des Café Landtmann befinden, könnten wir dort genau-sogut eine Kleinigkeit essen, bevor wir uns ins Pathologische Institut begeben.«

»Ja, Herr Inspektor – wie Sie wünschen.«

»Nur ein paar Kaisersemmeln.« Der Inspektor hielt inne, zwirbelte seinen Schnurrbart und meinte dann, da er die Aussicht auf diesen Imbiss unbefriedigend fand: »Und vielleicht ein Stück Gebäck. Ich habe erst letzte Woche im Café Landtmann einen sehr guten Zwetschenstrudel gegessen.«

Sie gingen die Arkaden entlang, die das schmucklose Äußere des Tempels umgaben. Keiner der beiden Herren hob den Blick, um die Sehenswürdigkeiten zu bewundern, die ihnen dieser Rundgang eigentlich darbot: die schwarzen und grünen Kuppeln, die barocken Laternen, die blühenden Blumen und die niedrigen Hecken, die barocke Muster bildeten. Sie hielten den Blick auf den steinernen Bodenbelag gerichtet, der von unzähligen Vorgängern zu silbrigem Glanz abgetreten war.

Plötzlich beschleunigte Haussmann seinen Schritt und kniete sich hin.

»Was ist das?«, fragte Rheinhardt.

»Ein Knopf.«

Er reichte ihn seinem Vorgesetzten.

Er war groß, rund und aus Holz.

»Irgendwelche Fußabdrücke?«

Hausmann stützte sich mit den Händen ab, beugte sich vor und betrachtete die Pflastersteine eingehender. Die Stellung, die er eingenommen hatte – die irgendwie eckig und scharfkantig wirkte – ließ ihn wie ein wildes Tier erscheinen. Er erinnerte an einen langbeinigen Hund, der Witterung aufnimmt. Seine Antwort war enttäuschend.

»Nein.«

Rheinhardt hielt den Knopf in die Höhe und sagte: »Er stammt von ihrem Mantel.«

3

Wo also beginnen? Mit einer Geburt oder mit einem Tod? Und da haben wir es schon, verstehen Sie, die zwei gehören immer zusammen. Wann beginnt ein Leben? Bei der Empfängnis? Das ist ein Anfang, aber nicht notwendigerweise der einzige. Es gibt auch keinen Grund, warum wir die Empfängnis besonders hervorheben sollten. Die Farbe meiner Augen beispielsweise, die ich von meiner Mutter geerbt habe, geht meiner Geburt voraus. Gewisserweise sind die Züge, die sich schließlich zu einem Individuum vereinigen, bereits in der Welt, ehe es dort eintrifft. Die Empfängnis ist bloß der Punkt, an dem sie sich vereinigen. Deswegen sind wir, wenn wir gezeugt werden, den Toten ebenso verpflichtet wie den Lebenden. Ich existierte, allerdings in recht zerstreuter Form, lange bevor ein Dorfgeistlicher meine Stirn mit Weihwasser benetzte und mir einen Namen gab. Es gibt kein *fons et origo*. Ich habe keinen Anfang.

Sie wünschen eine Geschichte. Sie wünschen eine Chronologie. Aber nichts ist je so einfach. Sehen Sie, einfach nur meine Geschichte zu beginnen, ist mit philosophischen Problemen behaftet. Eines jedoch hebt sich heraus. Eines kann ich mit Sicherheit behaupten. Ich tötete meine Mutter. Andere sehen das natürlich anders, aber ich kann das nur so sehen. Sie starb weni-

ge Minuten, nachdem ich »geboren« wurde. Stellen Sie sich die Szene vor, wenn Sie so freundlich sein wollen. Der Doktor, der die Stiege herunterkommt, mein Vater, der von seinem Stuhl aufspringt, aber plötzlich vom Gesichtsausdruck des Mediziners verwirrt wird. *Ist das Kind gesund?* Der Arzt nickt. *Ja, ein Junge. Ein kräftiger, gesunder Junge.* Mein Vater neigt den Kopf. Er weiß, dass etwas nicht in Ordnung ist. *Ihre arme Frau*, murmelt der Arzt, *ich fürchte, es stand nicht in meiner Macht, sie zu retten.* Rasch gewinnt der Arzt seine Autorität wieder zurück. Einige technische Floskeln folgen. Eine Erklärung, die nichts klärt. So sind die Ärzte – *Sie* sollten das wissen. Er schüttelt meinem Vater die Hand und geht. Mein Vater, schockiert, betäubt, leer, geht die Treppe hinauf und betritt das Schlafzimmer, in dem die Frauen immer noch die blutigen Laken abziehen. Seine Frau ist tot. Eine der Frauen bedeckt das Gesicht der Toten und bekreuzigt sich. Sie sieht meinen Vater an und lächelt, ein barmherziges, trauriges, liebliches Lächeln, das Lächeln, das die Darstellungen der Mutter Gottes ziert, sie deutet auf die Wiege. *Ihr Sohn*, sagt sie. Mein Vater tritt vor und schaut auf das winzige, bereits in Windeln gewickelte Geschöpf.

Sie werden mir eine Beobachtung gestatten: Ich habe später verstanden, dass die Reaktion meines Vaters auf sein Unglück alles andere als typisch war. Wenn Frauen im Kindbett sterben, ist es häufig so, dass liebende Ehemänner Trost in ihrem Nachkommen finden, weil etwas von der Geliebten in diesem weiterlebt. Mein Vater scheint jedoch in dieser Hinsicht versagt zu haben. Er sah meine Mutter nicht in mir. Mein In-der-Welt-Sein gab ihm nicht das Gefühl, ihr näher zu sein. Ganz im Gegenteil. Ich würde sagen, dass ich ihn bloß an ihre Abwesenheit erinnerte, und das machte den Verlust nur noch schmerzlicher.

Ein freudloses Haus also. Voller Enttäuschung. Kalt. Duster.

Es wurde geschwiegen, die Uhr tickte. Das ist die Atmosphäre, in der ich aufgewachsen bin.

Eine Fotografie meiner Mutter stand auf dem Kaminsims. Ich kann sie immer noch sehen, wenn ich die Augen schließe, deutlich, in der Dunkelheit leuchtend. Das schnörkelige Rankenmuster des Silberrahmens. Das Edelweiß, die Kerze, die manchmal angezündet wurde (aber meist nicht brannte). Mein Vater hatte die Gewohnheit, von meiner Mutter als einem Engel zu sprechen, und so kam es, dass ich sie mir mit Flügeln vorstellte.

Wenn ich allein im Haus war, schlich ich mich in den Salon, nahm die Fotografie vom Kaminsims und betrachtete ihr Antlitz. Meine Mutter war eine sehr schöne Frau: Goldenes Haar, große Augen und anmutige Züge. Irgendetwas im Hintergrund der Fotografie hielt ich irrtümlich für weiße Federn, die ordentlich hinter ihrem Rücken gefaltet waren. In das Bild meiner Mutter einzutauchen war eine Beschäftigung, der ich heimlich nachging. So musste es sein, denn mein Vater hätte sie nicht gebilligt. Einmal fand er mich und riss mir den Rahmen aus der Hand. Er war wütend und hieß mich, mit solch einem wertvollen Gegenstand vorsichtig umzugehen. Wenn ich ihn fallen ließe, dann würde das Glas kaputtgehen. Er sei unersetzlich, und ich sollte mehr Respekt haben. Ich erinnere mich an den seltsamen Ausdruck seiner Augen. Ich hatte Angst und erwartete eine Strafe. Wenn ich jetzt an diesen Vorfall zurückdenke, würde ich sagen, dass der seltsame Ausdruck meines Vaters eifersüchtig, besitzergreifend war.

Die Frauen des Dorfes bemitleideten mich. Sie brachten mir Suppe und gaben mir an Feiertagen vom Festessen ab. Ich wurde immer dazu aufgefordert, mit ihren Kindern zu spielen. Und wenn ich mit Hans, Gudrun, Dirk oder Gerda spielte, sahen die Frauen zu und lachten. Aber manchmal ertappte ich sie dabei,

wie sie Blicke tauschten, und ich sah Tränen des Mitleids. Wenn ich ging, dann stopften sie mir die Taschen mit Plätzchen voll und küssten und umarmten mich. Alle diese Frauen hatten den gleichen, unverwechselbaren Geruch, salzig und süß, eine Mischung aus Schweiß und Konfekt. Ich liebte es, von ihren fülligen, roten Armen umschlossen zu werden, aber es war nie genug. Sie konnten mir meine Mutter nie ersetzen – sie hatten keine Flügel.

Ich ging gern in die Schule. Die anderen Kinder hassten sie, aber für mich war sie eine willkommene Abwechslung von meinem Zuhause und den düsteren Stimmungen meines Vaters. Ich mochte unser kleines Klassenzimmer, die geweißelten Wände, die Tafel, den Kanonenofen. Mein Lieblingsfach war Geschichte, was hauptsächlich auf den lebhaften Unterricht unseres Lehrers, Herr Griesser, zurückzuführen war. Onkelhaft und glatzköpfig, bis auf zwei komische Büschel über den Ohren, Brille, und Dinge gerne wild gestikulierend unterstreichend. Mit der Fingerspitze konnte er einen exotischen Horizont beschreiben, Pyramiden und Stufenpyramiden und uns nach Gizeh und Elam versetzen. Griechische Sagen erwachten mit anschaulichen Beschreibungen der Heldentaten zum Leben. Theseus war für mich ebenso wirklich wie unser Bäcker.

Aber Herr Griesser war nicht nur ein hervorragender Lehrer, er war auch ein begeisterter Amateurarchäologe. Einmal fand er in der Wachau eine prähistorische Axt und schenkte sie dem Naturhistorischen Museum. Sie stellten sie in einer Vitrine aus, und sie ist heute noch im Saal mit den Gegenständen aus der Bronzezeit zu sehen.

Herr Griesser war der Erste, der mir von Mumien erzählte. Ich war vollkommen fasziniert. Als er mir erzählte, dass es Mumien in Wien gebe, *echte* Mumien, wollte ich sie unbedingt se-

hen. Ich bat meinen Vater, bettelte darum, dass er mich dorthin mitnehme, aber wie zu erwarten, weigerte er sich.

Mein Interesse an Mumien war für einen Jungen seltsam praktisch. Ich konzentrierte mich auf die Einzelheiten der Konservierung. Die ägyptische Methode der Einbalsamierung wird in der Tat bereits von Herodot beschrieben. Es handelt sich um einen primitiven, aber effektiven Prozess. Nachdem die Eingeweide und das Gehirn entfernt worden sind, wird der Leichnam mit Palmwein abgerieben und mit Gewürzen bestreut. Dann wird er sieben Tage in eine Salzlösung eingeweicht, gebadet und in Leinenstreifen gewickelt. Schließlich wird der Tote in einen Holzkasten gelegt.

Die Ägypter legten ebenfalls großen Wert auf das Aussehen der Leichen, besonders das der weiblichen Leichen. Die Büste wurde durch Ausstopfen bewahrt, und die Brustwarzen wurden mit Kupferknöpfen nachgebildet. Perücken wurden getragen. Die Leichen wurden mit gelbem Ocker angemalt und die Nägel mit Henna eingefärbt.

Genial.

Aber ich schweife ab.

Diese Tatsachen dürften für Sie kaum von Interesse sein. *Sie* wollen mehr über *mich* wissen.

4

Professor Mathias stand am Fußende des Seziertisches und blickte auf die Leiche hinab. Er war ein älterer Herr mit einem müden, freundlichen Gesicht. Sein graues Haar war ungekämmt und seine gesamte Erscheinung etwas unordentlich. Er band die Schürzenbänder hinter seinem Rücken zu einer Schleife und summte dabei Töne, aus denen nie eine Melodie entstand. Seine Totenklage wurde gänzlich unmusikalisch, als er die tiefsten Töne seines Stimmumfangs erreichte. Hier konnte der Professor nur noch ein anhaltendes, rhythmisches Grollen erzeugen. Schließlich gab er die Musik zugunsten des Sprechens auf. »Sie meinen also, dass sie geschändet wurde?«

»Ja«, erwiderte Rheinhardt. »Ihre Unterwäsche fehlte. Wir fanden das Kleidungsstück unweit der Leiche. Haussmann?«

Sein Assistent zog den roten Baumwollschlüpfer der Toten aus einer Tasche. Mathias nahm ihn entgegen und hielt ihn ins Licht der elektrischen Lampe.

»Keine Risse. Wenn er gewaltsam entfernt worden wäre, dann müsste man Spuren von Gewalt sehen. Vielleicht war sie einverstanden?«

»Oder vielleicht hat man sie mit vorgehaltenem Messer gezwungen, sich auszuziehen.«

Mathias vergrub sein Gesicht in der roten Baumwolle, schloss seine Augen und atmete tief ein.

»Herr Professor«, sagte Rheinhardt, »was tun Sie da eigentlich genau?«

Der alte Mann seufzte und antwortete müde: »Ich benutze meine Nase – ein etwas unterschätztes Sinnesorgan –, um herauszufinden ...«, er hielt inne und fuhr dann fort, »... ob sich männliche *Spuren* finden.« Der Professor hob den Schlüpfers erneut hoch und wedelte damit unter seinen aufgeblähten Nasenflügeln herum wie ein Weinkenner, der das Bukett eines duftigen Bordeaux genießt.

»Und?«, fragte Rheinhardt.

»Nichts«, antwortete der Professor. »Eine Andeutung von Ammoniak vielleicht, aber sonst nichts.«

Er ließ das Wäschestück auf einen Wagen fallen und wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Leiche zu.

»Ich habe mir sagen lassen, dass sie im Volksgarten gefunden wurde?«

»Beim Theseustempel hinter einer Reihe Büsche.«

»Keine Papiere?«

»Nein.«

Mathias fuhr der Frau mit den Fingerspitzen über die Wange.

»Tod, du Schrecken der Natur, immer rieselt deine Uhr, die geschwungne Sense blinkt, Gras, und Halm, und Blume sinkt.« Und, Rheinhardt? Kennen Sie das?«

»Ich fürchte, nein.«

»An den Tod«, sagte Haussmann zweifelnd, »von Christian Schubart.«

Rheinhardt sah erst Haussmann an und dann Professor Mathias.

»Ja«, sagte Professor Mathias, »Ihr Assistent hat recht.«

»Gut gemacht, Haussmann«, sagte Rheinhardt.

Der junge Mann lächelte.

Professor Mathias deklamierte weiter: »Mähe nicht ohn' Unterschied, dieses Blümchen, das erst blüht, dieses Röschen erst halbrod; sei barmherzig, lieber Tod!« Er schüttelte den Kopf. »So jung ... ihr Gesichtsausdruck hat etwas Aristokratisches, finden Sie nicht auch?«

Rheinhardt schwieg. Er teilte nicht ganz die Meinung von Mathias.

Der Professor rückte der Toten eine Locke zurecht und sprach sie direkt an: »Wenn Sie mich entschuldigen wollen, Gnädigste.« Er schlurfte an den Fuß des Seziertisches zurück und zog ihr Stiefel und Strümpfe aus. Die Frau hatte sich die Zehennägel lila lackiert, Mathias machte Rheinhardt darauf aufmerksam. Dann hob er ihr Kleid an, faltete den Stoff auf ihren Bauch zurück und legte ein Delta kastanienbrauner Locken frei. Er streckte die rechte Hand aus und spreizte die Labia majora pudendi, er benutzte die Finger wie die Blätter eines Spekulum. Er spähte in ihre Scheide. Dann befühlte er den Stoff, der direkt unterhalb des Perineums der Frau lag. Er zerrte mehr Stoff unter ihrem Hinterteil hervor und beugte sich über den Seziertisch, um ihn genauer in Augenschein zu nehmen. Schließlich nahm er eine Schere von seinem Wagen und schnitt ein kleines Stück Stoff heraus, rieb es zwischen Daumen und Zeigefinger und fächelte damit dann unter seiner Nase.

Rheinhardt fand den Anblick des gnomenhaften alten Pathologen bei einer so intimen Betrachtung recht obszön.

»Tja«, meinte Mathias, »sie hat ganz sicher einen Mann *empfangen*. Aber ich sehe keine Anzeichen einer Vergewaltigung. Das Kleid ist nicht zerrissen, und es gibt keine Quetschungen und keine Hautabschürfung oder Blutung. Würden Sie und Ihr

Assistent jetzt so freundlich sein, ihr den Mantel auszuziehen, Herr Inspektor?»

Rheinhardt und Haussmann zogen der Toten den Mantel von der Schulter und nach unten. Nachdem ihre Arme befreit waren, war diese Aufgabe relativ einfach zu bewerkstelligen. Mathias brachte eine besonders große Schere und schnitt ihr Kleid vorne vom Saum bis zum Kragen auf. Mit einem scharfen Jagdmesser durchtrennte er dann die Spitze des Korsetts. Das schwere Leinen fiel beiseite und legte ihre Brüste frei.

»Meine Herren, ich brauche noch einmal Ihre Hilfe, bitte. Würden Sie sie leicht anheben?« Mathias entfernte die Kleidung und legte sie zu dem roten Baumwollschlüpfer auf den Wagen.

Die drei Männer starrten den nackten Körper schweigend an. Sie sahen sich nicht an, weil sie fürchteten, dass sie ihre Gedanken verraten könnten. Die Frau hatte perfekte Proportionen: schmale Knöchel, gerundete Waden und Hüften, die sich wieder zu einer schmalen Taille verjüngten. Unter dem grellen elektrischen Licht waren die deutlichen Konturen ihres Körpers seltsam anziehend. Rheinhardt schloss die Augen und merkte, dass seine Wangen vor Scham glühten. Die Krümmung ihrer Lippen, bildete er sich ein, war nicht mehr grausam, sondern verurteilend.

»Darf ich rauchen, Herr Professor?«, fragte Rheinhardt.

»Ja, natürlich, Herr Inspektor.«

Rheinhardt zog das Kästchen Zigarren, das er auf dem Weg ins Leichenschauhaus gekauft hatte, aus der Tasche.

»Eine Trabukko, Haussmann?«

»Nein danke, Herr Inspektor.«

Der Blick seines Assistenten war auf das entblößte Geschlecht der Frau gerichtet.

Rheinhardt zündete seine Zigarre an. Das vertraute Aroma war tröstlich, eine passende Erinnerung daran, dass er auch ein anderes, angenehmeres Leben hatte, eines, das auf seine Rückkehr wartete. Er freute sich bereits auf seinen Lehnstuhl und darauf, wie seine älteste Tochter Therese eine Mozartsonate auf dem Klavier üben würde.

Professor Mathias nahm ein Vergrößerungsglas von seinem Wagen und ging um den Seziertisch herum, während er die Haut der Frau in Augenschein nahm.

»Keine Ausschläge an Hals und Unterleib, keine Anzeichen von Zyanose und keine Punkturen.« Er hob den Kopf. »Junger Mann, könnten Sie mir helfen, sie umzudrehen?«

Die Frau war schwerer, als Haussmann erwartet hatte, und er stöhnte, als er sie auf die Seite hievte. Er versuchte das Manöver zu beenden, indem er sie langsam nach vorne rollte, aber ihre Brüste verursachten ein unerfreuliches Geräusch, als sie schwer auf den polierten Granit fielen.

»Jetzt«, sagte Professor Mathias, »legen wir sie der Länge nach hin.«

Haussmann zog einen eingeklemmten Arm unter ihr hervor, während Professor Mathias ihre Beine spreizte. Der Pathologe untersuchte weiterhin ihre Haut, gelegentlich hielt er inne und befühlte und drückte die Haut mit den Fingern. Als er fertig war, trat er einen Schritt zurück.

»Ein weiteres Mal, keine Anomalien.«

»Wie ist sie dann gestorben?«, fragte Rheinhardt.

»Ich weiß nicht. Ich werde die Leiche öffnen müssen. Wir können Erdrosseln, Erstechen, Erschießen, eine Spritze sowie das Verzehren einiger – allerdings nicht aller – Gifte bereits ausschließen.«

»Was ist mit Ersticken?«

»Sie hätte sich gewehrt.«

»Vielleicht tat sie das ja.«

»Ich glaube nicht.«

»Warum?«

»Sehen Sie doch nur, wie gepflegt ihre Fingernägel sind, keiner ist abgebrochen. Eine Frau, die um sich schlägt und alles versucht, um dem Ersticken zu entkommen, hätte keine Fingernägel in so hervorragendem Zustand, Herr Inspektor.«

»Glauben Sie, dass sie eines natürlichen Todes starb?«

»Das ist ganz sicher eine Möglichkeit und zu diesem frühen Zeitpunkt ganz klar eine plausible. Sie sehen zweifelnd aus, Herr Inspektor?«

Rheinhardt schnippte die Asche seiner Zigarre in einen leeren Eimer und zog die Nase kraus.

»Eine seltsame Art zu sterben, finden Sie nicht auch? Unter so absonderlichen Umständen.«

»Sie sieht gesund aus, aber man weiß es nie, und sie wäre nicht die Erste, die in so einer entwürdigenden Position stirbt. Und was ihren Liebhaber oder höchstwahrscheinlich ihren Freier angeht, vielleicht einen verheirateten Mann mit Kindern, Verantwortung und einem guten Ruf, ein solcher Mann zögert sicher, eine solche Angelegenheit bei der Polizei anzuzeigen. Sobald er die Situation erkannt hat, hat er sicher rasch, hm, abgebrochen.« Mathias sah Haussmann an. »Junger Mann, wir müssen die Leiche wieder umdrehen.«

Haussmann langte über den Seziertisch und wollte die Tote dieses Mal von der gegenüberliegenden Seite herüberziehen. Er hatte die Bewegung kaum begonnen, da zuckte er plötzlich entsetzt zurück und stieß einen angewiderten Schrei aus. Die Leiche blieb mit dem Gesicht nach unten liegen.

»Kommen Sie«, sagte der Professor. »Stellen Sie sich nicht so an.«

Hausmann starrte den Leichnam an, die Augen erschreckt aufgerissen.

»Ich habe etwas gespürt.«

»Was meinen Sie?«, sagte der Professor leicht verärgert. »Etwas *gespürt*?«

»Ich habe etwas Hartes aus ihrem Hinterkopf herausragen fühlen. Unter ihren Haaren.«

Mathias legte das Vergrößerungsglas auf den Seziertisch und zog die wirren Locken der Frau beiseite. Ein metallischer Gegenstand kam zum Vorschein, der in dem grellen elektrischen Licht hell funkelte. Rheinhardt ließ seine Zigarre in den Eimer fallen und trat näher an den Seziertisch heran.

Es handelte sich um eine silberne Eichel, die in der gewölbten Einbuchtung an der Verbindung zwischen Hinterkopf und Nacken ruhte. Professor Mathias streckte die Hand aus und rüttelte an dem Gegenstand.

»Er klemmt.«

Er änderte die Position des Kopfes und versuchte es erneut. Schließlich löste sich die silberne Eichel. Sie war an einer Nadel befestigt, die an der Spitze verbogen und etwa zweimal so lang wie der Finger eines Mannes war. Mathias hielt sie in die Höhe. Das Metall war mit einer rötlichen Ablagerung überzogen.

»Was ist das?«, fragte Rheinhardt.

»Ich glaube, eine Hutnadel«, erwiderte Mathias. »Wie einfallsreich!«

»Einfallsreich?«, wandte Rheinhardt ein. »Kann man es als einfallsreich bezeichnen, jemanden mit einer Hutnadel in den Hals zu stechen?«

»Nein, Herr Inspektor, Sie verstehen mich falsch. Diese Frau

wurde nicht in den Hals gestochen. Ihr wurde ins Gehirn gestochen.«

»Ich verstehe immer noch nicht, was so ideenreich daran sein soll?«

»Denken Sie nach, Rheinhardt, denken Sie nach!«

Mathias klopfte sich mit der Faust an die Schläfe.

Rheinhardt runzelte die Stirn: »Mir wäre eine klare Antwort lieber, Herr Professor.«

»Das Gehirn ist im Schädel eingeschlossen, Herr Inspektor. Es ist das am besten geschützte Organ des Körpers.«

»Was das Eindringen schwierig macht?«

»Fast unmöglich.«

»Aber?«

»Im Boden des Schädels befindet sich eine Öffnung, im Hinterhauptbein, um genau zu sein, die Foramen magnum heißt. Sie ist etwa so groß.« Mathias beschrieb mit Daumen und Zeigefinger einen Kreis. »Wenn man den Kopf nach vorne beugt, dann liegt das Foramen magnum genau oberhalb der relativ kleinen Öffnung über dem obersten Halswirbel. Indem man sich diese Schwachstelle der menschlichen anatomischen Rüstung zunutze macht, kann man einen scharfen Gegenstand wie eine Hutnadel direkt in die Medulla oblongata einführen, das verlängerte Rückenmark, das sehr wahrscheinlich für unsere fundamentalen Körperfunktionen zuständig ist, die Atmung und die Herzfrequenz. Das ist eine extrem effektive und saubere Methode, um jemanden zu töten. Die Nadel zerstört die wichtigen Gehirnzentren, und der Kopf der Nadel dient als Korke, um das Entweichen von Blut und zerebrospinaler Flüssigkeit zu verhindern!«

Mathias reichte Rheinhardt die Hutnadel. Sie war aus billigem Silber.

»Und, Haussmann«, meinte Rheinhardt. »Wo glauben Sie, könnte jemand diese Hutnadel erworben haben?«

»Keine Ahnung, Herr Inspektor.«

»Dann sollten Sie das vielleicht herausfinden?«

Er reichte seinem Assistenten die Hutnadel.

»Jetzt, Herr Inspektor?«

»Ja, Haussmann, jetzt.«

Das Schild vor dem Salon war einfach und diskret.

Eine in die Wand eingemauerte, glasierte Kachel, gerade schwarze Buchstaben: »Modehaus Vogl.«

Darunter in kleinerer, kursiver Schrift: »Couturière.«

Kristina Vogl und ihre Sekretärin Wanda Wolnik standen in der runden Vorhalle und schauten erwartungsvoll aus dem Fenster. Ein Dienstmädchen stand bei der Tür. Die Besitzerin des Modehauses war eine attraktive Frau mit dunklen Haaren und leuchtenden blauen Augen. Sie war groß und trug ein einfaches schwarzes Kleid. Der Anhänger der Kette, die sie um den Hals trug, war jedoch sehr bunt, eine silberne Rose, umgeben von unterschiedlich großen Halbedelsteinen. Wanda war kleiner als ihre Dienstherrin und ebenfalls schwarz gekleidet. Sie war hübsch, hatte blondes Haar und eine makellose Haut. Etwas an ihren zu runden Gesichtszügen und ihrer ungelenkten Haltung verriet jedoch ihren Mangel an Bildung. Sie besaß noch nicht die arrogante Gleichgültigkeit, die die meisten ihresgleichen in der Welt der Haute Couture kultivierten.

»Steh doch endlich einmal grade, Wanda«, sagte Kristina.

»Ja, gnädige Frau«, sagte die Sekretärin. Sie atmete tief ein und schob die Brust vor.

»Frau Schmollinger ist eine sehr wichtige Person. Wir müssen einen guten Eindruck machen.«

Kristina schaute besorgt auf die Wanduhr.

Zwei Minuten Verspätung ...

Und wenn Frau Schmollinger nicht kam? Dann musste man ihr wohl eine Nachricht schicken. Ein paar Zeilen des Bedauerns und der Nachfrage. Ich bedauere es außerordentlich, dass Sie nicht in der Lage waren, den Termin wahrzunehmen, und hoffe, dass Sie sich ausgezeichneter Gesundheit erfreuen. *Nein, zu anmaßend.* Es wäre vielleicht besser, eine einfache Karte mit einem neuen Termin zu schicken und übermäßige Vertraulichkeiten zu meiden.

Kristinas Befürchtungen waren unbegründet. Das Geräusch klappernder Hufe ging dem Eintreffen einer eindrucksvollen Equipage, die von vier Pferden gezogen wurde, voraus.

»Ist sie das, gnädige Frau?«, fragte Wanda.

»Natürlich ist sie das. Jetzt denk um Gottes Willen daran, die Schultern nicht hängen zu lassen.«

Durch die Netzhänge sahen sie mit an, wie der Kutscher vom Bock sprang und Frau Schmollinger aus dem Wagen half. Sie war Mitte fünfzig und trug einen Hut mit breiter Krempe, der mit exotischen Federn geschmückt war, und dazu einen langen Zobelpelz.

Kristina rief ihr Dienstmädchen an: »Karoline, öffne die Tür, aber langsam.« Dann betrachtete sie ihre Sekretärin, entfernte ein verirrtes blondes Haar von ihrem Ärmel und stand ganz aufrecht mit einem Ausdruck gelassener Gleichgültigkeit da.

Frau Schmollinger schritt durch die offene Tür.

Kristina neigte den Kopf, und Wanda – die dieser Anblick von Federn und Pelz mit größter Ehrfurcht erfüllte – vollführte eher so etwas wie einen Kniefall als einen Knicks.

»Frau Schmollinger«, sagte Kristina und befließigte sich einer gedehnten, gebildeten Sprache. »Willkommen. Wir fühlen uns geehrt. Hier entlang, bitte.«

Es war nicht nötig, sich vorzustellen. Es verstand sich, dass Frau Vogl eine so außerordentliche Kundin persönlich empfangen würde.

Kristina führte Frau Schmollinger in ihr Empfangszimmer, in dem ihr Wanda aus dem Mantel half und ihren Hut entgegennahm.

»Darf ich Ihnen einen Tee anbieten?«, fragte Kristina.

»Nein, vielen Dank«, sagte Frau Schmollinger und sah sich im Zimmer um. Ihre Miene war neugierig und überrascht. Die Wände waren weiß lackiert und mit Spiegeln dekoriert. Von der Decke hingen Lampen aus gehämmertem Kupfer mit Glaskugeln an aufwändig gearbeiteten Ketten. Frau Schmollingers Aufmerksamkeit wurde von einer hübschen Vitrine mit Metallbeschlägen angezogen. Durch die schräg stehende Glasscheibe betrachtete sie Schmuck, der auf blauem Samt ausgebreitet war: Turmalinbroschen und ein Armband aus Korallen, das in einander verschlungene Salamander darstellte.

»Bitte«, sagte Kristina, »nehmen Sie doch Platz.«

Frau Schmollinger ließ sich auf einen der hölzernen Stühle sinken, dessen hohe Lehne aus rechteckigen »Ringeln« bestand, ein kleinerer in einem größeren. Das Eichenholz war schwarz gebeizt, und stellenweise war Kreide in die Maserung gerieben worden. Auf dem Tisch, einem Würfel mit einer rechteckigen eingelassenen Platte, lagen Kataloge und Zeitschriften, *La Couturière Parisienne*, *La Mode Illustrée* und die Zeitschrift der Sezessionisten *Ver Sacrum*. Frau Schmollinger sah Kristina mit ihren grauen, wässrigen Augen an. Ein Lächeln vertiefte die Falten ihrer gepuderten, papierenen Haut.

»Sie sind mir sehr empfohlen worden, Frau Vogl. Ich bin eine enge Freundin der Gräfin Oberndorf.«

»Die Gräfin ist eine unserer geschätztesten Kundinnen.«

»Sie haben letztes Jahr ein wunderbares Sommerkleid für sie genäht.«

»In der Tat. Ein weißes und gelbes Kleid mit weißen Spitzenärmeln.«

»Ja, das ist es! Sie trug es, als mein Gatte und ich auf Schloss Oberndorf zu Gast waren. Sensationell.«

»Sie sind zu freundlich.«

Frau Schmollinger hob die Hand in einer seltsam segnenden Bewegung. »Ich frage mich, mein Gatte und ich werden auch diesen Sommer wieder auf Schloss Oberndorf zu Gast sein ...«

»Und Sie wünschen etwas Ähnliches?«

»Ja.« Sie dehnte die Silbe. »Etwas Interessantes. Etwas Neues.«

Frau Schmollinger kniff die Augen etwas zusammen. Sie wollte nicht etwas Ähnliches. Sie wollte etwas Besseres.

»Ich bin mir sicher, dass wir in der diesjährigen Sommerkollektion etwas Passendes für Sie finden«, sagte Kristina.

Frau Schmollinger lächelte.

»Ausgezeichnet.«

»Wanda«, sagte Kristina, »würdest du bitte mein rotes Buch bringen?«

Die Sekretärin ging zu einem Schrank in der Ecke, öffnete die Türen mit Glasintarsien und nahm einen großen in Leder gebundenen Band heraus, den sie ihrer Dienstherrin brachte. Kristina nahm neben Frau Schmollinger Platz. Der Band enthielt Skizzen und kolorierte Lithografien, die auf dickes Papier aufgeklebt waren.

Die meisten Entwürfe waren weit ausgeschnitten und äh-

nelten Kaftanen. Es gab Falbeln und Verzierungen. Kristina erklärte, dass sie nur hochwertigste Stoffe verwende, *peau de soie*, Satin und Organza. Außerdem waren alle Muster, einige geometrisch, andere Ranken, von Künstlern der Sezession entworfen worden.

»Die erhöhte Taille«, sagte Kristina und deutete auf ein typisches Beispiel, »macht das Korsett überflüssig und gestattet der Trägerin eine Bewegungsfreiheit, wie sie bisher noch nie dagewesen ist. Meine Kundinnen beschreiben die Modehaus Vogl Couture als«, sie hob ihre attraktiv gezupften Brauen, »befreiend.«

Der Wortschatz von Frau Vogl hatte etwas leicht Subversives. Ihre Wortwahl klang seltsam politisch: Freiheit, Befreiung, einmal sprach sie sogar von »Gleichheit«. Die ältere Frau hörte ihr sehr interessiert zu. Während sie das tat, wurde ihr äußerst bewusst, wie eng der Käfig aus Fischbein war, in dem ihr Oberkörper steckte. Sie erinnerte sich an den vergangenen Sommer, sie hatte Mühe beim Atmen gehabt, als sie mit der Gräfin in den Gärten von Schloss Oberndorf spazieren gegangen war. Der luxuriöse leuchtende Stoff des Kleides der Gräfin war vom Wind aufgebauscht worden.

Nachdem sie den Sommerkatalog betrachtet hatten, forderte Frau Vogl Frau Schmollinger dazu auf, einige der Entwürfe anzusehen, die bereits genäht waren. Sie führte sie in einen breiten Gang, der von Glasschränken flankiert wurde. In jedem stand eine bekleidete Puppe. Wanda folgte der Couturière und ihrer Kundin in respektvollem Abstand. Dem Ton der Unterhaltung war zu entnehmen, dass Frau Schmollinger beabsichtigte, mehrere Kleidungsstücke zu bestellen.

Nachdem sie den Korridor etwa zur Hälfte abgeschritten hatten, blieb Frau Schmollinger stehen, um ein Gewand zu be-

trachten, das aus gesponnenem Gold gefertigt zu sein schien. Es wirkte wie aus dem Kleiderschrank eines Engels.

»Was ist das?«, fragte sie ehrfürchtig.

»Bemerkenswert, nicht wahr?«, erwiderte Kristina.

»Ist das Gold?«

»Das ist ein von Metallfäden durchwirktes Gewebe, das Lamé heißt. Es kommt von den Schwestern Callot ... aus Paris.«

»Wäre es Ihnen möglich, mir ein Sommerkleid zu nähen aus ...«

»Lamé? Ja, natürlich. Der Stoff ist auch in Silber erhältlich.«

Frau Schmollinger stellte sich vor, wie sie die Terrasse von Schloss Oberndorf betreten würde. Die untergehende Sonne würde auf das metallische Gewebe fallen, die Männer würden verstummen.

Am Ende des Korridors führten Flügeltüren in das Ankleidezimmer. Es war recht groß und mit einem Stuhl möbliert, der wiederum schwarz, eckig und schlicht war, sowie einem verstellbaren Spiegel. Der Fußboden war mit grauem Filz bedeckt, damit die reichen Kundinnen bequem ohne Schuhe darauf laufen konnten.

Von oben war Geschäftigkeit zu hören: Das Rattern von Nähmaschinen und die leise Musik von Frauenstimmen. Das Modehaus Vogl beschäftigte etliche Näherinnen und zwei Zuschneiderinnen.

»Sollen wir weitergehen?«, sagte Kristina zu Frau Schmollinger.

»Ja«, erwiderte Frau Schmollinger.

»Wanda«, sagte Kristina. »Würdest du mir bitte ein Maßband und mein Notizbuch holen?«

Die Sekretärin lächelte und verließ das Ankleidezimmer. Sie war aufgeregt. Immer wenn eine neue Kundin eine einträg-

liche Bestellung getätigt hatte, lud Frau Vogl sie zum Mittagessen ins Imperial ein. Wanda überlegte sich bereits, was sie bestellen würde: Schweinebraten mit Knödeln und anschließend Topfenstrudel. Oder sollte sie diesmal die Wiener Walnusstorte bestellen? Sie konnte sich nicht entscheiden.



Frank Tallis

Rendezvous mit dem Tod

Ein Fall für Max Liebermann

eBook

ISBN: 978-3-641-16337-2

btb

Erscheinungstermin: Januar 2015

Das morbide Wien in seinem tödlichsten Glanz

Ein perfider Serienmörder sucht Wien zu Beginn des 20. Jahrhunderts heim. Den ermordeten jungen Frauen ist keine Verletzung anzusehen. Bei genauer Untersuchung des Hinterkopfes entdeckt der Pathologe, dass eine Hutnadel durch eine kleine Öffnung der Schädeldecke ins Gehirn getrieben wurde. Die Ermittlungen führen Inspektor Oskar Rheinhardt auf die dunkle Seite Wiens, wo er bald die Hilfes seines Freundes Max Liebermann, des jungen Psychoanalytikers, nötig hat ...

Der fünfte Teil der Erfolgsserie um den Psychoanalytiker und Detektiv Max Liebermann.